

Band 1083

BASTEI

PROFESSOR

ZAMORRA

DER MEISTER DES ÜBERSINNLICHEN

S.O.S. ANTOINETTE



BASTEI ENTERTAINMENT 

# Inhalt

Cover

Impressum

S.O.S. Antoinette

Leserseite

Vorschau

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe  
der beim Bastei Verlag erschienenen Romanheftausgabe

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG  
© 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Verlagsleiter Romanhefte: Dr. Florian Marzin  
Verantwortlich für den Inhalt

Titelbild: Arndt Drechsler

Datenkonvertierung E-Book:  
Blickpunkt Werbe- und Verlagsgesellschaft mbH,  
Satzstudio Potsdam

ISBN 978-3-7325-2089-3

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

[www.bastei.de](http://www.bastei.de)



# **S.O.S. Antoinette**

**von Stephanie Seidel**

**Wind umtoste die zerklüfteten Gipfel des Hohen Atlas. Es hatte geschneit letzte Nacht, und über dem lockeren Geröll glitzerte nun eine tückisch dünne Decke. Wer sich zu dieser Jahreszeit in der einsamen Bergwelt aufhielt, spielte mit seinem Leben.**

**Doch das war nicht der Grund für das Frösteln auf Vassagos schwarzer Haut: Er hatte das Versteck gefunden, in dem die fünfte der Dreizehn Schwestern lag!**

**Unschlüssig blickte der Erzdämon hinab auf Marokko. Irgendwo dort unten lief Professor Zamorra soeben in den sicheren Tod. Es blieben etwa drei Minuten, um ihn zu retten. Falls man das wollte.**

**»Eigentlich nicht«, murrte Vassago. Dann griff er zu. Hinein in ein Gespinst aus feinsten Teilchen, die sich bewegten, verformten - und zur tödlichen Waffe wurden. Tödlich für seinesgleichen ...**

Wind umtoste die zerklüfteten Gipfel des Hohen Atlas. Es hatte geschneit letzte Nacht, und über dem lockeren Geröll glitzerte nun eine tückische Decke. Wer sich zu dieser Jahreszeit in der einsamen Bergwelt aufhielt, spielte mit seinem Leben. Doch das war nicht der Grund für das Frösteln auf Vassagos schwarzer Haut: Er hatte das Versteck gefunden, in dem die fünfte der dreizehn Schwestern lag! Unschlüssig blickte der Erzdämon hinab auf Marokko. Irgendwo dort unten lief Professor Zamorra soeben in den sicheren Tod. Es blieben etwa drei Minuten, um ihn zu retten. Falls man das wollte. »Eigentlich nicht.«, murrte Vassago. Dann griff er zu. Hinein in ein Gespinnst aus feinsten Teilchen, die sich bewegten, verformten – und zur tödlichen Waffe wurden. Tödlich für seinesgleichen ...

## *16. November 2015*

### *Spanien*

Zahara de los Atunes, ein uraltes, andalusisches Fischerdorf an der Atlantikküste. Früher sammelte sich dort die spanische Fangflotte zur blutigen Thunfischjagd. Heute, und das ist eine eindeutig bessere Variante, lebt der Ort vom Tourismus. Bei gutem Wetter hat man einen herrlichen Blick über die Meerenge, bis hinüber nach Tanger in Marokko.

An diesem trüben Novembertag indes waren von Zahara aus nicht einmal die Positionslichter des vorbeifahrenden Schiffes draußen vor der Brandung zu sehen. Allerdings suchte auch niemand danach. Die Küstenbewohner waren in Sicherheit, hatten festen Boden unter den Füßen und ein Dach über dem Kopf. Und sie wussten es zu schätzen. Besonders jene, die im wilden Atlantik schon einmal um ihr Leben gekämpft hatten.

Ramón Ortega war einer von ihnen.

Der 24-Jährige gehörte zur Besatzung der *Gaviota*, einem Seenotrettungskreuzer des Cruz Roja Española[1]. Soeben betrat er die Brücke, eine Thermoskanne in der Hand. Er hielt sie hoch, als der Kapitän sich umsah.

»Kaffee?«

»Gern.« Felipe Greco nickte, den Blick schon wieder nach vorn gerichtet.

Es war kurz nach vier Uhr nachmittags, und es dunkelte bereits. Grauer Himmel, graue Wellen, weiße Schaumkronen, mehr tauchte vor den Fenstern der Kommandobrücke nicht auf. Ramón hoffte, dass es so bleiben würde.

»Was meinst du: Schaffen wir die Tour bis übermorgen?«, fragte er, während er dem Kapitän einen Kaffeebecher reichte.

Felipe lächelte. »Wenn kein Sturm dazwischenkommt, oder der Himmel uns auf den Kopf fällt, sollten wir Samstagabend zu Hause sein.«

Zu Hause, das war Tarifa, die südlichste Stadt Andalusiens. Heimathafen der *Gaviota*, Wohnsitz ihrer Besatzung. Alle vierzehn Tage kehrte der Kreuzer dorthin zurück, nahm die eine Hälfte seiner achtköpfigen Besatzung an Bord und entließ die andere für zwei Wochen an Land. In die sogenannte Freiwache, während der die Männer bei ihren Familien sein konnten.

»Gibt es einen besonderen Grund, weshalb du es diesmal so eilig hast mit der Heimkehr?«, erkundigte sich Felipe.

Ramón schob seine Hände in die Hosentaschen. Er sah zu Boden. »Nö, eigentlich nicht.«

»So, so.« machte der Kapitän gedehnt und wandte sich dem Kartentisch zu. Die elektronische Seekarte zeigte den Standort der *Gaviota* sowie alle Küstenstädte entlang der restlichen Strecke als farbige Leuchtpunkte an. Cádiz war der Letzte. Dort würden sie wenden und die Rückfahrt antreten.

»Dann wirst du deine Freundin Sofia also doch nicht fragen, ob sie dich heiraten will.«

Ramón fuhr hoch. »Woher weißt du davon?«

Felipe Greco lachte. »Junge, wenn du nach all den Jahren noch immer nicht begriffen hast, dass es an Bord dieses Schiffes keine Geheimnisse gibt, dann ist dir wirklich nicht zu helfen.«

»Aber ich habe es niemandem erzählt!«

»War auch nicht nötig.«, verriet ihm Felipe. »Wir sind ja nicht blind. Jedes Mal diese suchenden Blicke, wenn wir in den Hafen einlaufen. Und dann das Geturtel am Pier, kaum dass ihr euch gefunden habt. Willst du meinen Rat hören?«

»Nein.«

»Falls sie *Ja!* sagt, heirate sie auf der Stelle! Es ist nicht leicht, eine Frau zu finden, die es erträgt, dass wir die Hälfte der Zeit auf See sind. Aber Sofia kann das. Wer in der Notaufnahme arbeitet, kommt selber nie pünktlich nach Hause.« Er zwinkerte Ramón zu. »Und sie ist auch noch bildschön!«

»Und das geht dich überhaupt nichts an!«

»Schon gut! Ich wollte ja nur ...« Weiter kam Felipe nicht. Das Funkgerät sprang an. Rauschen, Knacken. Dann eine Panik erfüllte Stimme.

»*SOS! Aidez nous! Aidez nous!*«

Schlagartig war das Geplauder auf der Brücke beendet. Der Kapitän griff nach dem Funkgerät, aktivierte auch die Bordlautsprecher. Im Aufenthaltsraum unter Deck saßen zwei weitere Rettungsmänner und der Maschinist. Kam es zum Einsatz, blieb keine Zeit für langes Nachfragen, deshalb wurde die gesamte Crew vom ersten Moment an auf dem Laufenden gehalten.

»Hier spricht der Seenotrettungskreuzer *Gaviota*. Wir befinden uns in Höhe von Zahara de los Atunes. Wo sind Sie? Was ist geschehen?«, fragte Felipe. Alle an Bord konnten sich auf Englisch und Französisch verständigen,

das war notwendig bei der internationalen Klientel vor Spaniens Küsten.

Felipe überlegte kurz, ob er vorab schon zusätzliche Hilfe anfordern sollte, unterließ es aber. Die *Gaviota* gehörte zur imposanten 35,5-Meter-Klasse und war geeignet, havarierten Tankern beizustehen. Oder hinauszufahren in die mörderischen Stürme, mit denen der Atlantik immer wieder Schiffe ins Verderben zog. Samt ihrer Besatzung.

Der aktuelle Notruf hingegen schien von einer Privatperson zu kommen. Irgendwas Kleines, ein Motorboot vielleicht.

Erneut sprang das Funkgerät an.

»*Bitte! Aidez nous! Le bateau coule - das Schiff sinkt!*«

»Wir helfen Ihnen. Bleiben Sie ruhig!«, forderte Felipe.  
»Geben Sie mir Ihre Position durch.«

Er lauschte. Doch zwischen Knacken und Rauschen war nichts anderes zu hören als *Aidez nous! Helft uns!*

»Hören Sie, Monsieur! Wir wollen Ihnen ja helfen, und wir *können* Ihnen helfen. Aber Sie müssen mir sagen, wo Sie sind!«, drängte der Kapitän.

»*Am Eingang von der Straße von Gibraltar, ungefähr in der Mitte zwischen Marokko und Spanien. Bitte, kommen Sie schnell!*«

Felipe und Ramón tauschten einen vielsagenden Blick. *Am Eingang von der Straße von Gibraltar?* Der Fremde gehörte ganz sicher zu keiner Besatzung. Nicht bei dieser Wortwahl.

Felipe leitete das Wendemanöver ein, beschleunigte sanft. »Wir sind unterwegs! Sagen Sie mir Ihren Namen?«

»*Joseph. Joseph Dionne*«, klang es gehetzt zurück.

»Gut. Wer ist außer Ihnen noch an Bord, Joseph?«

»*Machen Sie Witze?*«, schrie der verzweifelte Mann.  
»*Hier ist alles voller Menschen! Hundert, wenn nicht mehr!*«



»*Dios mio*«, murmelte Kapitän Greco. Er gab das Funkgerät seinem Kollegen. »Übernimm mal kurz! Ich muss die Küstenwache alarmieren.«

»Können Sie mir sagen, auf welcher Art von Schiff Sie sind?«, forschte Ramón weiter. »Vielleicht auf einem Ausflugsdampfer? Oder einer Fähre?«

Joseph begann zu weinen. »*Es ist alt. Aus Holz. Bitte! SOS!*«

»Wir kommen, Joseph! Halten Sie durch! Haben Sie Rettungsboote an Bord? Oder Schwimmwesten?«

»*Bitte, ich flehe Sie an! SOS!*«

Ramón versuchte es anders. »Können Sie den Kapitän ans Funkgerät holen? Oder jemanden von der Mannschaft?«

»*Mon dieu! Die Frauen, die Kinder ... sie werden alle weggespült!*« Joseph weinte so sehr, er war kaum zu verstehen.

Felipe packte Ramón am Arm. Sein Gesicht war wie versteinert.

»Den Namen!«, presste er zwischen den Zähnen hervor. »Ich brauch den Namen des verdammten Schiffs, sonst finden wir es nie!«

»Joseph!«, schrie Ramón ins Funkgerät. »Kommen Sie, Mann! Wir sind in ein paar Minuten da! Sagen Sie mir, wie Ihr Schiff heißt.«

»*Es ... es ist alles unter Wasser! So kalt. So kalt.*«

»Der Name, Joseph!« Ramón standen Tränen in den Augen.

»*Ich kann nicht schwimmen!*«

»Bitte, Joseph, bitte! Geben Sie nicht auf! Sagen Sie mir den Namen!«

»*... kein Licht mehr. Ich bin verloren! SOS - Antoinette!*«

\*\*\*

Das Funkgerät verstummte, und es sprang nicht wieder an. Ein paar Herzschläge lang standen die beiden Rettungsmänner Seite an Seite auf der Brücke, schweigend, betroffen. Sie hatten schon viele solcher Momente durchlebt. Leichter wurde es nie.

Felipe fing sich als Erster. Er trat an den Bordcomputer, öffnete ein Suchprogramm und gab »Antoinette« ein. Wasserfahrzeuge ab einer Länge von 15 Metern liefen unter registriertem Namen. Hatte man ihn, konnte man sie damit per Satellitenortung finden.

»Tja. Die einzige *Antoinette*, die hier erscheint, ist ein Schweizer Binnenschiff«, sagte Felipe enttäuscht. Er schüttelte den Kopf. »Das sieht nicht gut aus, Ramón!«

»Versuchen wir es trotzdem?«

»Natürlich.« Der Kapitän wies auf den Kartentisch. »Hör zu: Schlepperbanden starten nie von großen Häfen aus, laufen keine an und fahren auch keine Umwege. Wenn Josephs Positionsangabe ›am Eingang von der Straße von Gibraltar‹ richtig ist, dann wird der Bestimmungshafen der *Antoinette* nicht *in* der Meerenge liegen, sondern davor, an der Costa de la Luz. Versuch mal, eine Route auszumachen, auf der sie sich bewegt haben könnte.«

»Du glaubst also auch an ein Flüchtlingsboot?«

»Ich hatte gehofft, dass es anders wäre. Deshalb wollte ich ja den Namen wissen. Ein altes Schiff aus Holz – das hätte ein Segelboot sein können. Ordnungsgemäß ausgerüstet mit GPS, und folglich schnell zu finden.« Er verzog das Gesicht. »Aber das hier riecht nach Kriminellen! Niemand außer Schleppern würde Passagiere in Not alleinlassen.«

»Mistwetter!«, fügte er unvermittelt hinzu. Das Grau vor den Fenstern verdunkelte sich fließend. Jetzt begann es auch noch zu regnen. Felipe schaltete die Scheibenwischer ein.

Sein Rettungskreuzer lief auf vollem Schub mit 35 Knoten, also ungefähr 65 km/h, trotzdem tendierten ihre

Chancen, die *Antoinette* noch rechtzeitig zu finden, gen null, das wusste der erfahrene Mann. Am Atlantik hatte die Meerenge eine Breite von etwa 44 Kilometern. Bestenfalls würde die *Gaviota* also knapp vierundzwanzig Minuten brauchen, um das havarierte Schiff zu erreichen.

Das waren genau vierundzwanzig Minuten zu viel. Denn bei acht Grad Lufttemperatur wurde der Ozean zum rauschenden Eisbad. Unterkühlung, Bewusstlosigkeit, Herzstillstand. Das Ende kam schnell.

Andererseits ... als die *Titanic* sank, verstummten die letzten Hilferufe im Wasser treibender Passagiere erst nach vierzig Minuten. Und so furchtbar dieses überlieferte Detail auch war, es gab Felipe Greco das, was er brauchte, um gegen jede Vernunft weiterzumachen: ein Fünkchen Hoffnung.

\*\*\*

Der Wind heulte wie immer. Auch der Atlantik gab sich keine besondere Mühe, leise zu sein. Trotzdem lag eine bedrückende Stille über dem Ort des Unglücks.

Die *Gaviota* stand in sicherer Entfernung in den Wellen, mit abgeschalteten Motoren, vom Kapitän über die Ruderanlage am Platz gehalten. Weiter südlich hatte ein zu Hilfe gerufenes zweites Schiff Position bezogen, der Rettungskreuzer *Narciso Yepes*.

Zwischen den beiden machten Suchscheinwerfer die Nacht zum Tag - und was sie aus der Dunkelheit holten, war furchtbar.

Leichen, wohin man sah. Viele Flüchtlinge hatten sich vor der Überfahrt Plastikjacken beschafft, um wenigstens ein bisschen Schutz vor Wind und Wetter zu haben. Beim Sprung oder Sturz ins Wasser war Luft unter die Jacken geraten. Jetzt schaukelten sie auf den Wellen, traurigen bunten Halbkugeln gleich, ihre Besitzer noch immer umhüllend.

Ramón, zwei weitere Rettungsmänner und Jaime, der Maschinist, hatten das große Tochterboot der *Gaviota* bemannt. Es war schnell und wendig, eine wertvolle Hilfe bei ihren dramatischen Wettläufen gegen die Zeit. Doch in dieser Situation war alle Zeit der Welt bereits abgelaufen.

Mehr als hundert Menschen trieben mit dem Gesicht nach unten dahin, Arme ausgebreitet. So still. Die Retter mussten in die Menge hineinfahren. Sie wussten, dass es den Toten egal war, wenn das Schlauchboot sie streifte. Und trotzdem konnte der Maschinist die *Abeja* nur schweren Herzens auf Kurs halten. Es waren auch Kinder im Wasser.

Ramón saß vorne am Bug. Er schien die Kälte nicht zu spüren, ignorierte den Wind, die hochfliegende Gischt. Mit dem Handscheinwerfer leuchtete er jeden einzelnen Körper an, rief laut und in kurzen Abständen: »Hört mich jemand?«

Schweigen war die einzige Antwort.

Er dachte an Joseph, und wie verzweifelt der unbekannte Mann versucht hatte, am Leben zu bleiben. Ramón hätte ihn so gern gerettet. Wenigstens ihn.

Auf dem anderen Schiff begannen sie schon damit, die Leichen zu bergen. Irgendwo fern heulte eine Schiffssirene durch die Nacht: die *Guardia Civil*, eine paramilitärische Polizeitruppe, war im Anmarsch. Früh genug, um einen Teil der Toten zu übernehmen. Deutlich zu spät, um zu helfen.

Die Crew der *Gaviota* erreichte das letzte Drittel ihres Suchabschnitts, eine Stelle, an der sich die Lichtkegel der beiden Rettungskreuzer überschnitten. In der starken Helligkeit glitzerte das Wasser, als wäre es mit Diamanten übersät.

Ramóns Blicke wanderten weiter, nach Steuerbord voraus, zu den letzten noch nicht untersuchten Körpern. Doch dann stutzte er, sah noch einmal zurück. Bewegte sich nach links, nach rechts, um auch die Wellen an den Bootsseiten zu prüfen.

»Hier stimmt was nicht!«, sagte er stirnrunzelnd.

Ramón wandte sich seinen Kameraden zu. »Es ist kein Treibgut im Wasser! Nicht das kleinste Stück!«

Der Maschinist schaute über Bord. »War mir gar nicht aufgefallen. Aber du hast recht. Ist ja merkwürdig.«

Just in dem Moment trug der Wind ein Geräusch heran, das Ramón wie elektrisiert hochfahren ließ. Ein heiseres Stöhnen, ganz schwach. Seine Kollegen mussten es ebenfalls gehört haben, denn sie alle richteten ihre Handscheinwerfer nach vorn.

»Hallo? Hallo, ist da jemand?«, riefen sie.

Zwischen den Toten geriet ein Schädel in die suchenden Lichter. Er ragte senkrecht aus dem Wasser, und Ramón überlief ein Schauer bei dem Gedanken, vielleicht einen Kopf anzusehen, an dem kein Körper mehr war. Denn das dunkle Gesicht zeigte keine Regung, und auf den schwarzen Haaren hatte sich eine Eiskruste gebildet. Aber in den Augen war noch ein Rest von Leben.

»Vorwärts!«, befahl Ramón.

Keine Sekunde wurde verschwendet, jeder Handgriff saß, als die Retter den Mann mit einer Korbtrage an Bord holten. Er hatte einen leeren Plastikkanister unter der Jacke, so war sein Kopf über Wasser geblieben.

Jaime wendete das Boot und gab Gas. Der Verunglückte atmete nur noch flach und unregelmäßig, ein Puls war nicht zu spüren. Eventuell würde man ihn später wiederbeleben müssen. Dringlicher war es jedoch, ein weiteres Auskühlen zu verhindern.

Für die kurze Fahrt zur *Gaviota* hüllten sie ihn in Rettungsfolie. Erst auf dem Schiff wurde er vorsichtig aus den nassen Sachen geholt, mit Wärme und Sauerstoff versorgt und an ein EKG angeschlossen.

Der Mann war etwa Mitte zwanzig. Er hatte Schnitte an den Unterarmen und ein gebrochenes Bein, ansonsten war er in guter körperlicher Verfassung. Zwei Retter